

Der Spiegel

für



Kunst, Eleganz und Mode.

zweiter Jahrgang.

7.

Mittwoch, 25. Januar.

1838.

Der himmelblaue Domino.

Aus dem Englischen des Kapitän Marryat.

Es war ein schöner Herbstabend; ich spazirte mit einem Freunde bis zur Dämmerung auf der Piazza Grande, dem größten Platz in der Stadt Lucca. Wir plauderten von England, unserer Heimath, die ich schon seit beinahe vier Jahren nicht gesehen; ich war nach Italien gegangen, um meine Gesundheit zu stärken, und hatte den reinen Himmel dieses Landes und das dolce far niente seines üppigen Klimas so liebgewonnen, daß ich länger geblieben, als nöthig war. Wir erzählten einander den Inhalt der Briefe, die wir Beide mit der letzten Post bekamen, sprachen dann über Politik, über große Männer und Bekanntschaften, über Freunde und Verwandte, bis wir, der Unterhaltung müde, in ein süßes Träumen versanken und das funkelnde Sternenheer über uns gedankenvoll anstarrten. Nöthlich sprang mein Freund auf und bot mir gute Nacht.

„Wohin, Albert?“ — „Bald hätte ich vergessen, daß ich für diesen Abend erwartet werde. Ich habe Jemand ein Rendezvous versprochen auf der Maskerade der Marquisin di Cesfo.“

„Nui,“ rief ich, „bist du dieser Dinge noch nicht müde? Was hast du an diesem ewigen Einerlei von schwarzen Masken und Dominos aller Farben? — Nichts als erzdumme Harlekins und Narren, die dort erst ihre wahren Kleider tragen und nur im Leben maskirt sind; Derrische ohne einen Funken von Religion, Liebesgöttinnen, häßlich wie die Nacht, Dianen ohne Keuschheit und Hebe's, so alt wie deine Großmutter.“

„Sehr wahr, lieber Herbert; das Leben an sich ist Maskerade genug, hier aber handelt es sich um ein Versprechen, die Sache ist von Wichtigkeit, und ich darf nicht fehlen.“

„Weinethalben; ich wünsche dir mehr Vergnügen, als ich selbst gewöhnlich in diesen Versammlungen gesunten. Adieu, viel Glück!“ und mein Albert war fort.

Ich blieb noch eine halbe Stunde auf der Bank sitzen, dann kehrte ich in meine Wohnung zurück. Antonio, der Diener, zündete die Kerzen an und entfernte sich. Auf den Tisch lag eine Karte; es war eine Einladung von der Marquisin. Ich warf die Karte bei Seite und nahm ein Buch vor, und zwar ein solches, das tiefes Nachdenken und Studium erforderte; doch vergebens, das Rauseln der Wagen, die vor meinem Fenster vorüberfahren, störte mich unaufhörlich und ließ mich nicht aufmerksam lesen. Ich schlug das Buch zu und setzte mich ans Fenster; ich war in einer cynischen Stimmung. Welche Pluthe von Narren, dachte ich, muß dort zusammenkommen, und was mag wohl die wichtige Verabredung bedeuten, die Albert dorthin rief? Mit diesen Gedanken beschäftigte ich mich, während wenigstens fünfzig Karossen und andere Wagen die Revue vor mir passirten. Dann dachte ich wieder an das fürstliche Vermögen der Marquisin und an den prächtigen Palast, wo die Maskerade stattfand, und an den Glanz, der dort zusammenströmen würde. Auch der Gouverneur, Marchese di Cesto, Schwager der verwittweten Marquisin, soll da sein und die ausgezeichnetsten Familien von Lucca. Ich hätte große Lust, hinzugehen. Noch ein paar Minuten verstrichen. Ich fing an, mich allein zu fühlen, und entschloß mit endlich, zu gehen. Ich zog die Stole.

„Antonio, sieh, ob du mir schnell einen Domino schaffen kannst, aber einen dunkeln, wo möglich; Carlo soll vorsehen, so rasch er kann.“

Antonio eilte fort und blieb so lange, daß der Wagen schon vor der Thür stand, ehe er zurückkehrte. — „Signor, es thut mir leid, ich bin in jeden Laden von Lucca gelaufen und habe nichts als einen himmelblauen Domino finden können, den bringe ich mit.“ — „Was? Himmelblau? Es werden auf der ganzen Maskerade nicht zwei himmelblaue Domino's sein. Wenn ich meinen Namen sagte, würde ich nicht kenntlicher sein.“ — „Wenn Sie sich nur nicht verrathen, Signor, sind Sie unter einem himmelblauen Domino eben so gut versteckt, wie unter einem schwarzen,“ bemerkte Antonio. — „Du hast Recht,“ rief ich; „gib die Maske her.“ — Ich hüllte mich in den Domino, stieg die Treppe hinab, warf mich in den Wagen und hieß Carlo nach dem Palais der Marquisin fahren.

In einer halben Stunde erreichten wir das Thor der Villa. Vom Thore bis zum Palais, auf einem Raume von mehreren hundert Fuß, waren die Bäume, zwischen den wir hindurchfahren, mit bunten Lampen beladen, die in reizenden Gestalts von Zweig zu Zweig hingen; aus der vorderen Halle des Palais erklangen die Töne der Musik der stillen Nacht. Bald hielten wir vor der Pluthe von Marmorstufen, die in den Palast hinaufführte; ich war erstaunt über die Pracht, den guten Geschmack und den Selbstaufwand, der überall hervortrat. Sobald ich aus dem Wagen gestiegen war, ging ich die breite Marmortreppe hinauf und trat in die weite Halle, wo der größere Theil der Gesellschaft versammelt war. Die Musik hatte einen Moment pausirt, und da mir der Duft der fremden Gewächse, die den Saal schmückten, zu stark war, wollte ich eben die Marmorstufen wieder hinabsteigen, als plötzlich meine Hand ergriffen und von einer anderen in violettem Domino warm gedrückt wurde.

„Es ist gut, daß du da bist; wir fürchteten, du würdest nicht kommen. Ich werde dich bald wieder auffuchen,“ so ließ sich der Domino hören und verschwand dann wieder unter der Menge. Ich dachte sogleich an Albert; nur der

Konnte zu
kannst hat
helle Carl
Gewiß ist
muthung
tes Klop
vor mir,
danken n

„S
gen Sie
widersteh
so weit
entschloß
Sie gar
fehlen.“

„A

ich darf
schäftigt
Ihnen s
Sterben
besorgen
wissen,
stand wi
Unbekan

„S

zwar, e
mit. Es
Hilfe n

I
bäumen
men Ab
in einer
plötzlich

„S
in die
finde di
wiberte
jedemfal
Stillet

2
warum
sicher z
sprechen
es ihn
dachte
fahr d
brehte

konnte zu mir gesprochen haben. Aber kurios wär's, wenn er mich gleich erkannt haben sollte, dachte ich, und fing wieder an, mir einzubilden, daß die helle Farbe des Domino mich so kenntlich mache. „Wozu kann er mich brauchen? Gewiß ist er in einer ganz außerordentlichen Verlegenheit.“ Mit diesen Vermuthungen beschäftigt, stieg ich langsam die Stufen hinab, als ich ein sanftes Klopfen auf die Schulter spürte. Ich drehte mich um und sah eine Dame vor mir, die trotz ihrer Halbmaske offenbar jung sein mußte und, wie mich dünken wollte, auch schön.

„Keine Sybte!“ kispelte sie, den Finger an ihre Lippen legend, „sorgen Sie mir.“ Ich folgte natürlich; wer konnte einer solchen Aufforderung widerstehen? — „Sie kommen etwas spät,“ sprach die Unbekannte, als wir so weit weg waren, daß uns Niemand hören konnte. — „Erst vor einer Stunde entschloß ich mich, zu kommen,“ erwiderte ich. — „Ich war so ängstlich, daß Sie gar nicht kommen würden. Albert behauptete fest, Sie würden nicht fehlen. Er hatte Recht. Eben sagte er mir, daß er mit Ihnen gesprochen.“

„Wie! war das Albert in dem violetten Domino?“ — „Ja wohl; doch ich darf mich nicht aufhalten, mein Vater könnte mich vermissen. Albert beschäftigt ihn in dem Augenblick. In einer halben Stunde wird er wieder mit Ihnen sprechen. Hat er Ihnen nicht erzählt, was vorgefallen?“ — „Kein Sterbenswörtchen.“ — „Gewiß hat er nicht Zeit, da er die Vorbereitungen besorgen muß. Ich will ein Paar Zeilen schreiben, wenn ich kann, damit Sie wissen, was zu thun ist; aber ich bin so erschrocken, so ängstlich! Ihr Beistand wird uns sehr Noth thun. Adieu!“ mit diesen Worten hüpfte die schöne Unbekannte rasch fort.

„Was Teufel soll das Alles bedeuten?“ brummte ich. „Albert sagte zwar, er hätte eine Verabredung, doch das Geheimniß theilte er mir nicht mit. Es scheint, daß etwas in dieser Nacht vorgefallen ist, was ihm meine Hilfe nöthig macht. Gut, ich will ihn nicht verlassen.“

Ich schlenderte eine halbe Stunde hin und her zwischen den Drangenhäumen, die mit bunten Lampen ausgepuzt waren, und sann über die geheimen Absichten meines Freundes nach und über den Ausgang dieser Intrigue in einem Lande, wo das Stiletto der Liebe so dicht hinterher folgt, als ich plötzlich von dem violetten Domino aufs Neue angerebet wurde.

„Still!“ kisperte er, indem er ängstlich sich umsah und mir ein Papier in die Hand steckte; „lies diesen Zettel, wenn ich fort bin. In einer Stunde finde dich auf dieser Stelle wieder ein. Bist du bewaffnet?“ — „Nein,“ erwiderte ich, „aber Albert —“ — „Du wirst es nicht nöthig haben; doch jedenfalls nimm dies, ich muß fort.“ Mit diesen Worten legte er mir ein Stillet in die Hand und war verschwunden.

Ich hatte Albert fragen wollen, was er denn eigentlich vorhabe, und warum er nicht lieber Englisch, als Italienisch spräche, um vor den Hörnern sicher zu sein; doch bald fand ich, daß er besser daran thue, Italienisch zu sprechen, denn das Englische würde man eher behorcht, oder wenigstens würde es ihn als Fremden verrathen haben. Das ist eine geheimnißvolle Geschichte, dachte ich; doch dies Papier wird mich wahrscheinlich bald aufklären. Daß Gefahr dabei ist, steht fest, sonst hätte er mir den Dolch nicht gegeben; ich drehte das Stillet ein bis zwei Mal nach dem Licht der nächsten Lampe, um

die Klinge zu untersuchen, als ich auf einmal einen schwarzen Domino vor mir stehen sah.

„Ich denke, er ist scharf genug,“ sagte der Domino; „Sie müssen nur gut treffen. Ich habe Sie in der nächsten Allee erwartet, dort sollte ja unser Rendezvous sein. Hier ist ein Papier, das Sie an seine Kleidung befestigen werden. Ich werde es so einrichten, daß ihn eine angebliche Nachricht in einer Stunde hieher rufen wird. Sobald er todt ist, legen Sie ihm dies Päckchen in den Busen; — Sie verstehen mich. Verfehlen Sie ihn nicht: erinnern Sie sich an die tausend Zehinen; hier ist mein Ring, den ich nach der That wieder eintösen werde. Die Andern werden bald hier sein. Die Losung ist „Milano.“ Doch ich darf mich hier nicht sehen lassen. Warum nahmen Sie einen himmelblauen Domino? ich fürchte, er ist für die Flucht zu hell,“ und nachdem er mir Paket und Ring eingehändigigt, verschwand der schwarze Domino hinter dem Drangenwäldchen, das uns umgab. (Fortsetzung folgt.)

Neue Ursache der Lungenschwindsucht.

Ueber die Schädlichkeit der Stubenteppiche ward unlängst bemerkt: Die herrschende Sitte in England, jedes Plätzchen in den Wohnhäusern, wo der Fuß hintritt, mit Teppichen zu belegen, ist zum Theil Schuld an der Häufigkeit der Lungenschwindsucht daselbst. Man betrachte einen Strahl des Lichtes, welches in eine Stube fällt, die mit Teppichen belegt ist. Die ganze Luft wimmelt von zahllosen Härchen, die in den Luftwegen durchaus unauflöslich sind, und als fremde Körperchen wirken müssen. Und die Engländer, diese so eifrigen Freunde der Reinlichkeit, athmen beständig diese mechanisch hunderttausendmal verunreinigte Luft. Es ist fast unmöglich, daß dieses ohne nachtheilige Folgen bleiben kann, da, wo schon irgend eine krankhafte Disposition der Luftwege stattfindet.

Nutzen des Heirathens.

Wenn auch das Heirathen sonst keinen Vortheil hätte, müßten die Damen schon ihrer Gesundheit wegen eine Verheirathung wünschen. Man hat durch Vergleichung gefunden, daß z. B. zweiundsechzig Frauen (von hundert), die heiratheten, fünfundsiebzig Jahre alt werden, während nur zweiundzwanzig unverheirathete so alt werden. Ein ähnliches Verhältnis findet bei dem männlichen Geschlechte statt, denn während achtundsiebzig Männer, die heiratheten, das sechszigste Jahr erreichen, werden nur zweiundzwanzig nicht verheirathete so alt; im siebenzigsten Jahre findet man nur noch acht unverheirathete, aber noch siebenundzwanzig verheirathete Männer am Leben.

Ansichten. Urtheile. Begebnisse.

Theater.

Vesth. (Das Haus der Temperamente.) Hr. Regisseur Kott

hat durch seine Benefize im vorigen Jahre und die erste Bekanntschaft mit Raimunde „Verschwender“ verschafft; heuer traf seine glückliche Wahl Ne-

stroys n
Tempera
blikum
Rechnun
des Hau
standen i
hoch ü
sich zwar
wo der
ihre Prä
hoch spar
Sezirme
ses Prob
erübrigt
tes, die
Unterhal
weges m
Chalkspe
im Auge
ist vierfa
theilung
der einen
alten Ju
ein Stub
noch einig
dieser vier
Temperam
terisch, S
v. Früh
sanguinise
peramente
seine Tod
freund aus
nen Tempe
bestimmte.
Temperam
phlegmati
sanguinise
u. verschm
ber, die
ten u. Gän
ten, als sich
Denn obw
dung mit
mente eing
doch durch
tus u. sch

stroys neuestes Werk: „das Haus der Semperamente“ und er und das Publikum dürften wieder gleiche gute Rechnung gemacht haben; denn Fülle des Hauses und Beifallsbezeugungen standen in gleichem Grade — nämlich hoch über Null. Die Kritik darf sich zwar da nicht sehr strenge äußern, wo der Verfasser und seine Anhänger ihre Präkensionen bei weitem nicht so hoch spannen, als daß des Beurtheilers Sezirmesser in das innere Geäder dieses Produktes bringen sollte und es erübrigt ihr nur die Tendenz des Werkes, die darin besteht, einige Stunden Unterhaltung zu gewähren u. keinesweges mit Moral, Sittenlehren und Chalkpear'schen Phrasen zu kokettiren, im Auge zu behalten. — Das Theater ist vierfach abgetheilt. In jeder Abtheilung wohnt ein reicher Privatmann, der einen Sohn, eine Tochter, einen alten Jugendfreund aus Straßburg, ein Stubenmädchen, eine Köchin und noch einige Nebenpersonen hat. Jeder dieser vier Privatiers hat ein anderes Temperament. Hr. v. Draus ist cholertisch, Hr. v. Fad phlegmatisch, Hr. v. Trüb melancholisch, Hr. v. Froh sanguinisch; die Kinder haben die Semperamente der Väter, deren jeder für seine Tochter einen andern Jugendfreund aus Straßburg, der seinem eignen Temperament entspricht, zum Manne bestimmte. Die Liebe aber kennt kein Temperament. Die cholertischen und die phlegmatischen, die melancholischen u. die sanguinischen Kinder lieben sich vice versa u. verschmähen die Straßburger Bewerber, die lieber zu Hause Trüffelpasteten u. Gänseleber hätten verzehren sollen, als sich in Wien so soppen zu lassen. Denn obwohl die Väter keine Verbindung mit entgegengesetztem Temperamente eingehen wollen, so wurden sie doch durch die Intriguen eines Erzpfiffers u. schlauen Hänklemachers, von Pro-

fession ein Barbier, Namens Manke!, und durch Mithilfe eines einfältigen Tropfs von Stiefelpuzer, Namens Huszibus, dahin gebracht, daß sie die Straßburger Jugendfreunde verabschieden und ihre Kinder ganz den Eingebungen ihres Herzens folgen lassen. Das ist das Hauptgerippe eines Stückes, dessen größte Neuheit darin besteht, daß man zwei, drei, ja gar vier Szenen auf einmal zu Gesicht bekommt. Herr Restroy wußte diesen übers Kreuz gearbeiteten Stoff sehr geschickt zu handhaben. Wenn gleich Mandes nothwendiger Weise aphoristisch u. fragmentarisch erscheint, und dem Zuschauer mit der Auffassung des Zusammenhanges es zuweilen so ergeht, wie wenn man vier Briefe auf einmal mit abwechselnden Sätzen diktiren hörte, so wird man doch öfters durch das Zusammenstimmen eines Monologes im zweiten mit einem im ersten Stoße entschädigt. Mehrere dergleichen Connezanden wir sehr treffend und witzig. Auch einige Wiederholungen, worunter besonders die viermal wiederkehrende Applieirung der Briefe durch Huszibus und der Verrath durch Manke!, würden störend wirken, wenn nicht Restroy jedesmal einige neue Scherze und komische Wendungen einwebte. Ist der erste Akt etwas einförmig und schleppend, so ist der zweite reich an frappanten und komischen Situationen und die Szenen mit dem Bilde u. der Einquartierung müssen den ärgsten Orieogram zum Lachen bewegen. Hinsichtlich der Charakteristik ist Hrn. Restroy die phlegmatische Abtheilung am meisten gelungen. Sie ist reich an Chargen und schlagendem Effekte. Wenn gleich der Phlegmatiker mehr gemächlich und träge, als gleichgiltig hingestellt ist, so ist Hr. v. Fad u. seine Familie doch keinesweges so fad, als der Name andeutet. Gar droßlig und possierlich

aufgekattet sind der Stiefelpuzer Huzibus und der Barbier Mankel. Sie sind das befeelende Prinzip des Ganzen und bringen Heiterkeit, wo sie erscheinen. Uebrigens ist der Zufall in diesem Stücke ungeheuer in Anspruch genommen, er hilft auf allen Seiten und Herr Nestroy bezeugte sich wohl nur dankbar gegen ihn, wenn er den Mankel ihm eine Lobrede halten läßt. Es gehört auch eine große Dosis von Bonhomie dazu, um Alles das glaubwürdig zu finden: die vier Temperamente in einem Hause; die gekreuzten Liebshafsten; die vier Heiraths-Prätendenten aus Straßburg; das unbegreifliche Nichterkennen der Jugendfreunde u. s. w., aber indessen liegt in allen diesen paradoxen Fügungen, wenn auch keine gehörigen Motive, doch eine gewisse Methode, die ganz geeignet ist, Spaß zu erzeugen, und das wollten Sie ja, Herr Nestroy, nicht wahr? — Die Musik von A. Müller hat nicht viel Werth. Eine lange Ouvertüre sagt nicht viel, das Temperamentenlied heben nur die Worte, die Kombination des Quodlibets aber ist sehr geschickt und neu. — Sprechen wir noch einige Worte von der Darstellung, so müssen wir den Benefizianten vor Allen erwähnen. Hr. Kott gab den Stiefelpuzer mit ungemeiner Laune. Er hielt die Lachlust in steter Thätigkeit. Er ward brillant empfangen, mit Gedichten begrüßt u. fortwährend applaudirt. — Hr. Lang (Mankel) entfaltete eine Fülle lebendigen Humors; seine Aktivität war erstaunlich und er sang das Temperamentenlied so wirksam, daß er zweimal die Strophen variiren mußte. Es ist auch wahr, daß im Vortrage der Kouplets Hr. Lang schwerlich von irgend Jemand übertroffen wird. Auch als Preuze war er exzellent. — Hr. Berg gab den Tad köstlich. Er machte viel aus dieser Rolle, und je

lawerer ihm das Lokalfixen ankommen mochte, desto drolliger war es. — Sehr brav war auch Dem. Schmidt in ihrer phlegmatischen Stellung. Eben so hatte Dem. Herzog in ihrer holerischen glückliche Momente. Beide liebenswürdige junge Schauspielerinnen erhielten lebhaften Beifall. Im ersten Stok waren auch Dem. Hoch, die Sanguinikerin, u. ihre Jose, Mad. Huth, sehr verdienstlich; desgleichen Herr Gade, der den etwas matt gehaltenen Sanguiniker Leben einhauchte. — Das Ganze gefiel ungemein. Es wurden Alle gerufen und auch Herr Direktor Schmiß. Das Arrangement der vier Zimmer war sehr entsprechend. Tags darauf ward die Poffe bei vollem Hause wiederholt.

Musik.

L e m e s v a r. Durch die Anwesenheit des rühmlichst bekannten Virtuosen auf dem Horne, J. R. Lewy, der auf seiner Durchreise nach Konstantinopel einige Tage in unserm Mauern verweilte, kam wenigstens in die Monotonie unsers Bühnen-Repertoirs einige Abwechslung, indem derselbe nämlich ein Konzert im hiesigen Theater gab, und durch seine außerordentliche Virtuosität auf einem Instrumente, welches sonst zu den unbankbarsten gehört, das versammelte Publikum zu stauender Bewunderung hinriß. Es war nur zu bedauern, daß dieser sonst so genussreiche Abend durch den so ganz verunglückten Vortrag des Proch'schen Wanderliedes von Seite des Sängers gestört wurde, wodurch das Publikum in solche Indignation versetzt wurde, daß derselbe es nur der besondern Achtung gegen Hrn. Lewy zu danken hatte, daß ihm nicht noch Schlimmeres widerfahren ist. Wenige Tage darauf veranstaltete Herr Lewy ein zweites

Konzert
de des
wohnter
sen und
bestritt
Diletta
vom ho
ferst br
so zien
war, da
Plaz fa

M

B

Kannte
Wolow
hat bel
samkeit
daß es
möchte,
einer m
Angabe
lichen H
Man he
des den
zahlten
nahmen
800,000
lich 24,
Verhält
Man m
Kranke
Gestorb
men. B
Hospita
Kranke
lere D
statistif
multipl
Kranke
690,000
Wisten
me von
Wisten
Chirurgi

Konzert im Saale der löblichen Stände des Komitats, welche ihm mit gewohnter Humanität denselben überließen und auch alle übrigen Auslagen bestritten. Dieses Konzert, wobei nur Dilettanten, worunter sehr viele auch vom hohen Adel, mitwirkten, war äußerst brillant und so besucht, daß der so ziemlich große Saal so überfüllt war, daß mehrere Personen nicht mehr Platz fanden. Charles.

Mignon: Zeitung.

Buntes aus Paris. Der bekannte Streit der DDr. Koreff und Wolowski mit der Familie Hamilton hat bekanntlich die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade erregt, so daß es nicht uninteressant erscheinen möchte, hier einige allgemeine, aus einer medizinischen Zeitschrift entlehnte Angaben über die Verhältnisse des ärztlichen Honorars in Paris mitzutheilen. Man hat es versucht, die Totalsumme des den Pariser Aerzten jährlich gezahlten Honorars nach folgenden Annahmen zu berechnen. Paris zählt 800,000 Einwohner, es sterben jährlich 24,000 Kranke. Das ungünstigste Verhältniß ist 1 Todter auf 12 Kranke. Man muß daher die Zahl der Pariser Kranken jährlich auf das 12-fache der Gestorbenen, also auf 288,000 annehmen. Von diesen werden 65,000 in den Hospitälern behandelt, bleiben 223,000 Kranke in ihren Wohnungen. Die mittlere Dauer der Krankheiten ist nach statistischen Berechnungen 30 Tage; multipliziert man also diese 223,000 Kranke mit 30, so erhält man 6,690,000 Krankentage und eben so viele Visiten zu 2 Fr., bringt eine Summe von 13,380,000 Fr. Hier sind die Visiten zu 5, 10 und 20 Fr., die chirurgischen u. geburts-hilflichen Oper-

ationen u., die alle eine sehr bedeutende Summe betragen, nicht mit eingerechnet. Würden sich die 1400 in Paris praktizirenden Aerzte diese Summe zu gleichen Theilen theilen, so erhielte jeder ein Honorar von 9557 Fr. jährlich. Dieselbe Berechnung, auf Hamburg angewandt, wo jährlich circa 4000 Personen sterben (1836: 4293), also 48,000 Kranke vorkommen, fielen nicht ganz ungünstig für die daselbst praktizirenden Aerzte aus. Von den in der dortigen Armenanstalt behandelten Kranken starben im vorigen Jahre 706, im Kur- und Krankenhause 650, diese beide Zahlen mit 12 multipliziert, gibt 16,272 nicht bezahlende Kranke, bleiben also noch 32,000 bezahlende mit 960,000 Krankentagen oder Visiten, jede derselben durchschnittlich zu ein Mark (36 Kr.) gerechnet, brächte eben so viele Mark, und unter die 130 in Hamburg praktizirenden Aerzte gleichmäßig vertheilt, jedem eine jährliche Einnahme von 7348 Mark. Es möchte aber hier wie dort die Rechnung ohne den Wirth gemacht sein. — Im französischen Messager ist zu lesen: „Der Graf Anesperg (!), in der deutschen Literatur unter dem Pseudo-Namen Anastasius Bränn (!) bekannt, hat dem Baron Brantaul (!), seinem literarischen Rivalen, mit welchem er einen Streit gehabt, ein Cartel geschickt, und, nach dem Beispiel Heine's bei seinen Streitigkeiten mit Menzel, demselben tausend Franken für die Reisekosten bis zur Grenze geschickt. Man weiß nicht, ob Herr von B. das Cartel angenommen hat.“ (Es ist doch schön, wie unsere Nachbarn sich über deutsche Zustände unterrichten lassen.) — Die hiesigen Bijouterie- und Goldarbeiter sind um das neue Jahr zwar jedes Mal sehr beschäftigt, waren aber noch nie mit Bestellungen so überhäuft wie dieses Mal. Der König soll bei den meisten

dieser Künstler bedeutende Bestellungen gemacht haben und überdies weiß man, daß fast alle nordischen Höfe ihre Bijouterie und Goldarbeiten in Paris fertigen lassen. — Eine Frau, die haßt, ist schrecklicher Dinge fähig; man sah dies neuerlich wieder in Paris. Zwei Frauen, die in einer kleinen Straße einander gegenüber wohnten, hegten seit langer Zeit eine tödtlichen Haß gegen einander. Die eine ersann endlich eine fellsame Rache gegen die andere, welche mehrere Monate guter Hoffnung war. Jedesmal nämlich, wenn sich die Nachbarin am Fenster zeigte, hielt sie derselben einen Todtenkopf vor die Augen, damit sich dieselbe, wie man sagt, versehen sollte. Der Mann der letzteren mußte klagen.

Dresden. Der Großherzog von Sachsen-Weimar hat dem königlichen sächsischen Hofrath, Hrn. C. Th. von Winkler, als geistreicher Dichter und Redakteur der „Abendzeitung“, unter dem Namen Th. Hell bekannt, den Orden des weißen Falken verliehen.

Amsterdam. Hier ist ein merkwürdiger Fall vorgekommen. Ein geistvoller Peter Brouer wurde wegen zweifachen freiwilligen Mordes zum Tode verurtheilt, der König aber verwandte diese Strafe in zwanzig Jahre Gefängniß nebst Züchtigung u. Brandmarkung. Der Verurtheilte schickte darauf eine Bittschrift an den König, diese Strafoerwandlung zurück zu nehmen und ihn gnädigst hinrichten zu lassen. Unter den Gründen für diese seine Bitte findet sich auch die: „Der Verurtheilte ist bereits zum Tode vorbereitet und würde gegenwärtig im

Stande sein, vor Gott zu erscheinen.“ Man ist auf die Entschließung des Königs sehr gespannt.

London. Die Unterhaltung der königl. Gärten und Parks in London kostet jährlich die fast ungläubliche Summe von 211,000 Thalern.

Local: Zeitung.

Redoute. (Pesth). Die erste Redoute vom 21. d. M. war ziemlich frequent. Es ward viel getanzt, u. Tomasas neuer „Zauberbalopp“ fand entschiedenen Beifall. Da aber bekanntlich die Karnevals-Unterhaltungen, mit dem Fortschreiten dieser dem Frohsinn gewidmeten Zeit, auch kufenweise zunehmen, so läßt sich für nächsten Sonntag, den 28. d. M., ein weit brillanterer Ball erwarten. Wir wissen, daß bereits darauf vorbereitet wird. —

(Ofen.) Morgen, Donnerstag, den 25. Jan, findet in unsern Landhausgärten die zweite Redoute statt. Der Ball dürfte sich einer Eleganz und eines zahlreichen Zuspruches erfreuen.

Musik. Ueber den schon öfter erwähnten Klaviervirtuoson Lacombe sagt die Leipziger Allgem. Zeitung, in einem Schreiben aus Wien, unter andern Folgendes: „Ich kann es nicht beschreiben, mit welcher Genialität dieser gewandte Virtuoso seine Aufgabe lösete, die um so schwieriger war, da überhaupt das große Konzertlokal einem Pianoforte nie ganz günstig ist. Der talentvolle Künstler, der füglich Thalberg an die Seite gestellt werden kann, wurde wiederholt gerufen von einem Publikum von wenigstens 2000 Menschen.“

Morgen, Donnerstag, gibt Herr Lacombe ein Konzert im Redoutensaale. Eintrittskarten zu 1 fl. C. M. sind in allen Kunsthandlungen zu haben.

Satzblättriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Bestellpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. — Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festung, außerhalb des Wasserthors) in C. Mikess und F. Tomasas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Herausgeber und Verleger Franz Wiefen.